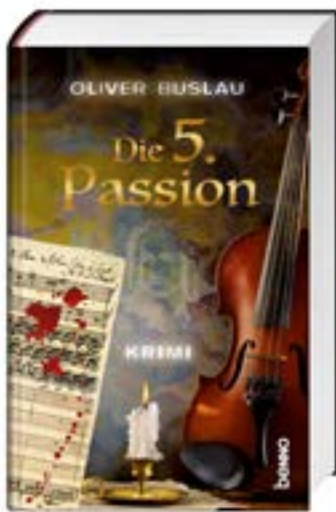


Leseprobe



Oliver Buslau

Die 5. Passion

Krimi

556 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746256511

Mehr Informationen finden Sie unter vivat.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2019

OLIVER BUSLAU

Die 5.
Passion

KRIMI

benno



Oliver Buslau

Oliver Buslau schreibt seit Ende der 1990er-Jahre Kriminalromane und Krimikurzgeschichten, vor allem rund um das Thema Musik. Als Musikwissenschaftler verfasst er außerdem musikalische Fachbeiträge und Sachbücher. Seit einigen Jahren ist Oliver Buslau, der früher gelegentlich Sendungen im WDR und im Deutschlandfunk moderierte, als Klassikmoderator auf dem Internet-Radiosender Secondradio zu hören.

Es ist vollbracht!
O Trost für die gekränkten Seelen!
Die Trauernacht
Lässt nun die letzte Stunde zählen.

Johann Sebastian Bach: *Johannespassion*

PROLOG

Der schwere Wagen kam vor der Garage zum Stehen, und die Scheinwerfer beleuchteten das Tor mit grellen Kegeln. Fischer stellte den Motor noch nicht ab. Die CD im Player erreichte gerade die letzten Takte von Bachs h-Moll-Messe.

Dona Nobis Pacem.

Herr, gib uns Frieden.

Die gewaltige Schlusssteigerung der Fuge wirkte, als hätte der Komponist alle Energie, die ihn durch das gewaltige Werk geführt hatte, noch einmal in höchster Konzentration zusammenbringen wollen. Fischer schloss die Augen und versuchte, etwas von der Kraft festzuhalten, die das Klanggebäude ausstrahlte. Aber die Töne rannen davon wie die Körner in einer Sanduhr. Als wollten sie in die gewaltige Leere fliehen, die der Musik unweigerlich folgen würde.

Alles erinnerte ihn daran, dass die Zeit ablief.

Unerbittlich stürzen wir ungebremst durch Minuten und Sekunden, dachte er. Aber nicht in alle Ewigkeit.

Der Schlussakkord. Die Musik verklang. Fischer drehte den Autoschlüssel herum und schaltete das Licht aus. Die Stille, die er erwartet hatte, trat nicht ein. Das leise Trommeln des Regens erfüllte die Fahrerkabine.

Der Professor stieg aus, stand eine Weile unschlüssig inmitten der rauschenden Regentropfen und drückte auf den Knopf für die Zentralverriegelung.

Warum schließe ich eigentlich noch den Wagen ab, fragte er sich. Warum gehe ich überhaupt noch in mein Haus?

Reine Gewohnheit. Außerdem hatte er noch etwas zu erledigen. Eine einzige Sache nur. Dann war er mit sich, der

Welt und mit allem, was da noch kommen würde, im Reinen.

Im Haus angekommen, zog er den Mantel aus und lenkte seine Schritte auf die alte Holzterasse, die hinauf zu seinem Arbeitszimmer im ersten Stock führte. Dort ließ er sich in den großen ledernen Sessel sinken und knipste die Schreibtischlampe an.

Es hatte Zeiten gegeben, da hatte er an diesem Ort so etwas wie Geborgenheit empfunden. Jetzt, wo er fast alles erledigt hatte, was nötig war, wurde ihm klar, dass ihm an den Dingen hier nichts mehr lag.

Er ließ den Blick über die aufgeschlagenen Partituren, über die Tafel mit den mit Kreide geschriebenen Analysen schweifen. Als er auf dem kleinen Sekretär an der anderen Wand das Foto seiner Tochter entdeckte, spürte er einen Stich der Schuld in der Brust.

Es stimmt nicht, dass mir an den Dingen nichts mehr liegt, dachte er. Es gibt eine Ausnahme. Gwen.

Was sie im Moment wohl tat?

Wahrscheinlich stand sie auf irgendeiner Bühne. Fischer dachte nach. Nein, jetzt hatte sie wohl Proben. Am Sonntag sang sie eine Operngala in Köln, und danach kam eine Uraufführung.

Er riss sich los. Er würde sich um Gwen kümmern. Bald. Es würde vielleicht nicht mehr so werden wie früher, aber die Zeit der eisigen Kälte würde wohl der Vergangenheit angehören. Endlich.

Auf der Arbeitsfläche lagen einige karierte Blätter verstreut, die über und über mit Zahlen bedeckt waren. Mitte in dem Durcheinander befand sich ein aufgeschlagenes dickes Buch. Fischers Bibel.

Der Professor blätterte in den zerlesenen Seiten. Er hielt inne, als er auf die Passage stieß, die ihn Jahre seines Lebens gekostet hatte. Die er manchmal wie ein Mantra vor

sich hin murmelte. Über die er philosophiert, diskutiert, nachgedacht und geschrieben hatte. Die ihn bis in seine Träume verfolgte. Und die er erst heute annähernd zu verstehen glaubte.

Der Himmel und die Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Jenen Tag aber oder die Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel, auch nicht der Sohn, sondern nur der Vater.

Nur wenige Wörter. Aber so viele Geheimnisse.

Zwischen den nebeneinandergestopften Büchern klemmte ein alter Blumentopf. Fischer zog den irdenen Untersetzer heraus und stellte ihn auf den Schreibtisch. Sorgfältig riss er die Blätter mit den Berechnungen in kleine Fetzen und legte sie hinein.

In der Schublade fand er ein Feuerzeug. Kurz darauf hielt er die Flamme an das Papier und beobachtete, wie langsam kräuselnd der Rauch aufstieg, während sich auf den Blättern Schwärze ausbreitete und sie zu Asche zerfielen.

Denn gekommen ist der große Tag seines Zornes; und wer kann da bestehen ...

Fischer hustete, als ihm Rauch in die Lungen drang, aber er ließ sich nicht beirren. Ein Blatt nach dem anderen. Die Schwärze fraß die Zahlen.

Und der erste Engel stieß in die Posaune. Und es entstand Hagel und Feuer, mit Blut gemischt, und es wurde auf die Erde geworfen, und der dritte Teil der Erde verbrannte ...

Die Flammen leckten an den Blättern. Als wäre das Feuer ein lebendiges Wesen, begierig nach Zerstörung.

Und der zweite stieß in die Posaune. Und etwas wie ein großer, feuer-glühender Berg wurde ins Meer geworfen, und der dritte Teil des Meeres wurde zu Blut, und der dritte Teil der Lebewesen im Meer starb ...

Fischer verzog den Mund zu einem Lächeln. Wie hatte er nur so blind sein können? Es war doch im Grunde so ein-

fach! Da diskutierten die Menschen Jahrhunderte um Jahrhunderte und erkannten die einfachsten Zeichen nicht!

Und der vierte Engel stieß in die Posaune. Und es fiel vom Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel ...

Und der fünfte Engel stieß in die Posaune. Und ich sah einen Stern; der war vom Himmel auf die Erde herabgefallen ...

Und der sechste Engel stieß in die Posaune ...

Schließlich brannte das letzte Blatt. Fischer lehnte sich in seinen Ledersessel zurück und sah ruhig zu, wie das letzte Dokument seiner Notizen zu Asche wurde.

Erleichterung erfasste ihn.

Ein paar Zahlen. Jahrelang hatte er gearbeitet, und geblieben waren ein paar Zahlen. O Gott, dachte er, du bist nicht nur der Schöpfer des Universums, du bist auch der Erfinder der Ironie.

Das Feuer verlosch, und der Rauch verflüchtigte sich langsam.

Fischers Lebenswerk war vernichtet, aber er spürte tiefste Zufriedenheit.

Und der siebte Engel stieß in die Posaune ... Und es tat sich der Tempel Gottes im Himmel auf ... und es entstanden Blitze und Stimmen und Donnerschläge und Erdbeben und gewaltiger Hagel ...

Jetzt bin ich wirklich bereit, dachte er.

Und es erschien am Himmel ein großes Zeichen ...

Fischer atmete tief durch, doch der Rauch in seinem Zimmer ließ ihn wieder husten. Er stand auf und öffnete ein Fenster. Die abendliche Luft roch frisch. Der Regen hatte nachgelassen.

Was sollte er jetzt tun?

Warten. Nichts anderes. Warten, bis die letzten Sandkörner durch das Stundenglas der Zeiten geronnen waren ...

Und Gwen anrufen.

Wieder dieser Stich.

Er stand da, bis ihn fror und er das Fenster wieder schließen musste.

Irgendwoher kam ein Knacken.

Fischer lauschte angestrengt. Wieder drang ein Geräusch an sein Ohr. Es kam von irgendwo aus dem Haus.

Jemand näherte sich über die Treppe. Holz knarrte, dann wurden die Schritte von dem Teppich im vorderen Teil des Durchgangs gedämpft.

Eine heiße Welle der Angst stieg in Fischer auf. Er bemühte sich, ruhig zu bleiben.

Du hast deinen Frieden, redete er sich ein. Dir kann nichts geschehen. Du bist in Gottes Hand.

Die Schritte kamen näher. Jetzt musste der Besucher an der Tür stehen.

Wie zur Kontrolle überblickte Fischer noch einmal das Werk seiner Zerstörung. Es war nichts als Asche in dem Untersetzer. Er hatte es wiedergutmacht. Er war frei von Sünde. Egal, was jetzt geschah.

Die Tür schwang auf.

Eine kompakte schwarze Figur stand im diffusen Licht des Arbeitszimmers und sah Fischer an. Der Professor brauchte ein paar Sekunden, bis er den Mann erkannte.

»Sie?« Fischer schnappte nach Luft. »Wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Sie wissen, dass es für mich wenige Hürden gibt«, sagte der Mann.

»Was wollen Sie?«, ächzte Fischer. Der Raum schien zu schwanken, als befände sich der Professor auf einem Boot.

»Können Sie sich das nicht denken? Man wird Ihre Weigerung nicht einfach so hinnehmen.«

»Es ist zu spät«, rief Fischer, und seine Stimme brach vor Angst. »Es ist zu spät. Schauen Sie hier auf den Tisch. Es ist alles verbrannt.«

Der Mann kam einen Schritt auf Fischer zu. Die Enge in seiner Brust explodierte in einem schneidenden Schmerz. Und in diesem Moment wurde dem Professor klar, dass er seinen Frieden noch nicht so bald finden würde.

Gwendolyn Fischer steigerte sich in die letzten Takte des großen Duetts hinein.

Nur der Bruchteil einer Sekunde blieb ihr, um Kraft für die hohen Töne am Schluss zu sammeln – dem Höhepunkt des ganzen Stückes. Gemeinsam mit ihr übernahm der dicke norwegische Tenor Ole, dessen Nachnamen sie sich einfach nicht merken konnte, die Melodie. Für einen Moment fürchtete Gwen, ihre Stimme sei nicht stark genug, um mit Oles Heldenorgan mithalten zu können und das riesige Halbrund des Konzertsaals zu füllen, doch dann sah sie, wie der Dirigent Christopher Leonard sie anlächelte. Es war, als würde er den Norweger nicht im Geringsten beachten. Er sah nur sie, und allein sein Blick ging Gwen durch und durch. Ein Schauer lief durch ihren Körper, als sie sich dem Schluss des Duetts näherten, angetrieben vom Orchester und den Dirigierbewegungen. Der feuchte Glanz auf Christophers Haut hatte etwas ungemein Erotisches. Ein Schub heißer Emotionen durchströmte sie, während sie sich im Dreivierteltakt treiben ließ.

Natürlich wusste sie, dass sie den Norweger schon nach der dritten Nummer der Operngala an die Wand gesungen hatte. Ein, zwei Soloarien, und ihr Auftritt war die Sensation des Abends geworden. Dazu hatte nicht nur ihr Gesang, sondern auch ihr Äußeres beigetragen. Ihr grünes Taftkleid, das einen perfekten Kontrast zu ihrem kastanienroten Haar bildete, sorgte für einen exotischen Farbfleck auf der Bühne. Ein paar Verdi-Arien, ein paar Duette. Jetzt noch das großartige Trinklied aus *La Traviata*, und alle waren endgültig hingerissen.

Gwen durchschoss ein Glücksgefühl, als der letzte Ton verklang und noch in den Schlussakkord hinein Bravorufe brachen. Wie eine gigantische Meereswelle gegen einen Felsen brandet, traf der Applaus die Bühne.

Sie atmete erschöpft durch und setzte automatisch ihr Bühnenlächeln auf, das ihr ihre Agentin Maria an einem langen Nachmittag beigebracht hatte und das sie vor dem Spiegel wochenlang hatte üben müssen. Gemeinsam mit dem Tenor verbeugte sie sich mehrmals, wandte den Kopf in die Mitte, dann auch in die Ecken des Auditoriums. Das hatte sie ebenfalls von Maria gelernt. Die Fans saßen schließlich überall im Saal.

»Was für ein Abend«, rief Christopher, als sie die Bühne verlassen hatten und im Seitengang standen. Ein Gefühl wie ein leichter elektrischer Schlag durchzuckte Gwen, als er sie kurz, viel zu kurz an der Schulter berührte. Ihr war klar, dass er an ihr nicht nur die Künstlerin schätzte. Schon bei der ersten Probe für diesen Abend waren sie sich nähergekommen, und der Kuss, den Christopher ihr zwei Minuten vor dem Konzert in der Garderobe gegeben hatte, hatte etwas zwischen ihnen besiegelt, was in Gwen mehr als Euphorie auslöste. Man hätte ihn als freundschaftliche Zärtlichkeit nehmen können, wie sie befreundete Kollegen vor einem schwierigen Auftritt austauschten, aber sie hatte genau gespürt, dass da noch mehr war.

Christophers Brust hob und senkte sich unter dem weißen Frackhemd. »Großartig!«, rief er. »Du warst einfach großartig.« Er rollte das »r« auf englische Art, und Gwen konnte am Gesichtsausdruck des Tenors erkennen, dass er das Lob auf sich bezog. So ein Dummkopf, dachte sie. Sie war der Star des Abends, nicht er. In Marias Büro lagen eine ganze Reihe Anfragen der größten Opernbühnen. Zwei Produktionen in Berlin und Mailand waren be-

reits perfekt. Noch immer rauschte der Applaus im Saal. So klingt Erfolg, dachte sie. Sie sah zu Christopher, der ihr zuzwinkerte und sich dann mit einem weißen Taschentuch Schweiß von der Stirn wischte. Und so fühlt sich der Erfolg an.

Gwen fragte sich, ob Christopher vielleicht schon heute Abend mit in ihre kleine Kölner Wohnung kommen würde. Oder sollte sie sich erst zu einem Drink an der Bar seines Hotels einladen lassen? Oder würde er sie irgendwohin entführen?

Dreimal kehrten sie alle drei zurück auf die Bühne, badeten im Beifall, verbeugten sich, empfingen Blumensträuße von der Konzerthausleitung. Dann gingen die Mitwirkenden einzeln hinaus. Als Gwen an der Reihe war, steigerte sich der Applaus deutlich, und ganze Kaskaden von Bravorufen versuchten das Klatschen zu übertönen. Reihenweise erhoben sich die Zuschauer von den Plätzen und jubelten ihr zu.

Zurück im Seitengang, sah Christopher Gwen auffordernd an. »Bereit für die Zugabe?«

Sie hätte gerne eine ihrer großen Soloarien wiederholt, da sie genau wusste, dass sie dem Publikum damit die größte Freude gemacht hätte. Aber das ging natürlich nicht. Bei einer Gala mussten bei einer Zugabe alle dabei sein. Und so sangen sie gemeinsam noch einmal das letzte Stück, das »Brindisi« aus Verdis *La Traviata* – ein Trinklied, in dem es um die Macht der Liebe und des Weins ging.

Gwen liebte dieses Stück. Schon mit sieben oder acht Jahren hatte sie es im Radio gehört und spontan mitgetrallert – freilich ohne eine Ahnung davon zu haben, was die Worte bedeuteten. Oder gar wovon die Oper handelte. Sie hatte damals nicht gewusst, dass Violetta, die man auch »die Traviata« nannte, eine Kurtisane war, und sie hatte auch

von deren tragischem Ende nichts geahnt. Heute fand sie es erregend, in die Rolle einer Halbweltdame des 19. Jahrhunderts zu schlüpfen. Nicht nur hier in dieser Gala, sondern bald an den bedeutendsten Opernhäusern der Welt. Der Jubel wollte auch nach diesem fulminanten Schluss kein Ende nehmen, und Gwen hätte sich noch ewig dem Beifall hingeben können.

Doch dann war es vorbei.

Mit gelben Rosen in der Hand ließ sie das Tosen des Saals hinter sich und eilte durch den schmalen, von Teppichboden gedämpften Flur zur Garderobe. Schließlich umgab sie nur noch das Rascheln ihres Kleids, und als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, befand sie sich in einem kleinen, fensterlosen, nur von Neon beleuchteten Raum in völliger Stille. In ihren Ohren rauschte es noch, und sie zwang sich, zur Ruhe zu kommen.

Sie legte die Blumen auf die Schminkkonsole vor dem Spiegel, wo bereits weitere Sträuße angekommen waren. Von Fans, Freunden, Kritikern. Leuten von Plattenfirmen, die sie nach dem Konzert treffen musste. Wahrscheinlich hatte der Veranstalter mit Maria zusammen etwas organisiert. Ein Zusammensein in einem schicken Restaurant in der Kölner Altstadt ...

Solche Essen wirkten nach außen hin wie der fröhliche Ausklang eines Konzertabends, doch hinter der Fassade waren sie entscheidender Bestandteil des Geschäfts. Das heutige Konzert war die letzte Bewährung vor Gwens ganz großem Durchbruch. Eine letzte Hürde vor den Engagements, die vor ihr lagen. Schon in wenigen Monaten würde sie die Violetta in einer Neuinszenierung an der Mailänder Scala singen. Und vorher stand noch ein ganz besonderes Projekt an: eine Uraufführung. Wieder mit Christopher. Er war nicht nur Dirigent, sondern auch Komponist.

Erfolg, Erfolg, Erfolg, hämmerte es in Gwens Kopf, und fast unbewusst flüsterte sie die beiden Silben in schnellem Stakkato vor sich hin, um die seltsame Stille zu füllen, die sie nach all dem Glanz in diesem kleinen, hässlichen Raum umgab. Doch es half alles nichts. Wie nach jedem Konzert welkte die Euphorie, die noch wenige Minuten zuvor durch ihre Adern geströmt war, dahin. Es war fast wie ein kleiner Anfall von Klaustrophobie oder eine Ahnung von Trauer, ein Wolkenschatten, der sich auf alles legte. Gwen wusste aus Erfahrung, dass sie sich gegen diese Momente der plötzlichen Depression nach dem Hochgefühl der Auf-führung nur wehren konnte, indem sie wenig nachdachte und stattdessen einfach tat, was getan werden musste. Abschminken. Umziehen. Frisch machen. Die Nieder-geschlagenheit verflog nach wenigen Minuten wieder.

Hinter der Garderobentür entstand Gemurmél. Die Fans warteten. Die Autogramm-jäger. Einigen gelang es immer wieder, in die hinteren Räume der Philharmonie zu gelangen. Andere standen sicher bereits am Künstlerausgang. Natürlich konnte sie ihre Bewunderer nicht warten lassen. Man durfte es dabei aber nicht übertreiben. Es war eine Kunst, genau die richtige Mischung aus Freundlichkeit und Unnahbarkeit zu treffen. Einerseits sollte man nach einem Konzert erst auftauchen, wenn sich genug Fans angesammelt hatten. Damit man auch demonstrieren konnte, wie begehrt man war. Andererseits durfte man nicht riskieren, sie so lange auf die Folter zu spannen, dass sie enttäuscht nach Hause gingen.

Gwen schlüpfte rasch aus dem grünen Taftkleid, hängte es auf einem Bügel an die Schranktür und zog ihre Alltagskleidung an, die auf dem Stuhl bereitlag: eine blaue Jeans, ein heller Pullover. In dem großen Spiegel, der die gesamte Längsseite der Wand bedeckte, prüfte sie ihr Aus-

sehen. Sie war noch stark geschminkt, viel zu auffallend, um sich auf der Straße sehen zu lassen. Das würde sie schnell ändern.

Die Menschen, die sie gleich traf, würden zweimal hinsehen müssen, um sie zu erkennen. Dieser Effekt war wichtig. Das Publikum musste nach der Begegnung den Eindruck haben, dass sie eine ganz normale junge Frau war.

Eine wie du und ich.

Kaum zu glauben, dass in diesem sympathischen Mädchen eine solche Stimme steckt. Und sie hat so gar keine Starallüren ...

Gwen hantierte schon eine Weile mit ihren Schminkutensilien, als es klopfte und sich fast gleichzeitig die Tür öffnete. Es war Maria, die sich hereinquetschte und die Tür sofort wieder schloss.

»Gwen, du warst so was von großartig«, rief sie mit dunkler Stimme, stürzte auf die Sängerin zu und fiel ihr ohne Umschweife um den Hals. »Wie fühlst du dich?« Maria ließ von ihr ab und hielt sie an den Unterarmen fest. »Meine Güte. Ganz heiß. Hat es dich sehr angestrengt?« Wie immer hatte Maria ihre etwas ausladende Figur in ein ockerfarbenes Kostüm gezwängt; die braunen Haare umspielten ihr kreisrundes Gesicht, und in der Hand hielt sie ihre berühmte Handtasche aus glänzendem bräunlichem Leder, die so unermesslich viele nützliche Dinge enthielt, dass es an ein Wunder grenzte: den Kalender mit allen Details für jeden Auftritt, Vertragsentwürfe, Kopfschmerztabletten, Hustenmittel, CDs, Papiertaschentücher, Programmhefte, Telefonnummern und vieles mehr. Marias Wundertasche war in der Branche legendär.

Gwen wandte sich wieder dem Spiegel zu und wischte sich mit einem Papiertuch über das Gesicht. »So gut ist es mir noch nie gegangen. Und den Norweger habe ich an die Wand gesungen.«

Maria lachte. »Du wirst noch ganz andere in Grund und Boden singen.«

»Wo gehen wir essen? Wer wird dabei sein?«

»Christopher auf jeden Fall«, sagte Maria und warf Gwen einen eindeutigen Blick zu. »Und auch sonst noch ein paar wichtige Leute. Presse. Veranstalter. Intendanten. Es ist alles organisiert.« Sie musterte die Blumensträuße und nickte anerkennend. »Das hier sind ... eins, zwei, drei, vier ... acht Stück. Wenn du an einem Abend mal dreihundert kriegst, hast du Maria Callas eingeholt.«

Gwen wollte etwas erwidern, doch da geschah etwas Unerwartetes.

Ein lautes Klingeln erfüllte den Raum.

»Ist das dein Handy?«, fragte Gwen.

Maria sah sich irritiert um. »Nein.«

Auf der kleinen Ablage zwischen dem schmalen Sofa und der Wand stand ein schmutzig grauer Festnetzapparat.

»Wer kann das sein?«, fragte Gwen.

»Vielleicht jemand vom Haus. Ich kläre das.«

Maria griff nach dem Hörer. »Ja?«, sagte sie in einem Ton, der nicht gerade freundlich klang.

Gwen hörte, dass auf der anderen Seite gesprochen wurde. Sie konnte jedoch kein Wort verstehen.

»Ja, sicher«, sagte Maria etwas sanfter und runzelte die Stirn. »Wenn es sein muss. Einen Moment.« Sie hielt Gwen den Hörer hin. »Für dich.«

In einer anderen Stadt viele Hundert Kilometer entfernt lief ein Mann ziellos durch nächtliche Straßen. Der Regen peitschte ihm ins Gesicht, und seine Kleidung war längst durchnässt, aber er spürte es nicht.

Ab und zu wich er Passanten aus, die mit ihren großen Regenschirmen die Gehsteige bevölkerten. Schließlich blieb er stehen und drückte sich in eine dunkle Toreinfahrt.

Es hat keinen Zweck, sagte er sich. Du musst dazu stehen, was geschehen ist. Der Weg ins Himmelreich ist ein für alle Mal verstellt. Es ist vorbei. Mach dir nichts vor. Alles, was du noch zu erwarten hast, ist die Gnade des Herrn.

Zwei Tage hatte er sich im Zimmer seiner kleinen Absteige verkrochen und von Gewissensbissen geplagt die Zeit verstreichen lassen. Dann hatte er es in der engen Kammer nicht mehr ausgehalten. Er war hinaus in die Stadt gerannt, durch die Dunkelheit, weiter und weiter – über den Asphalt und durch Parks, durch Wohngebiete und an nächtlichen Einkaufszentren vorbei. Einmal war er an einer Kirche vorbeigekommen, hatte sich hineingesetzt und versucht zu beten. Aber er war nicht zur Ruhe gekommen. Es hatte ihn wieder ins Freie getrieben.

Er wühlte in den Taschen seines Anzugs. Seine Finger tasteten die Perlen des Rosenkranzes, den er stets bei sich trug, doch dann fand er sein Handy. Er schaltete es ein und betrachtete die erleuchteten Zahlen des Tastenfelds, bevor er den vierstelligen Code eingab, um es anzuschalten.

Doch der Mann zögerte immer noch.

Schließlich gab er sich einen Ruck und drückte entschlossen die Wahlwiederholung. Quälend lange Sekunden verstrichen, während das Mobiltelefon eine Verbindung aufbaute.

Es klingelte nur ein einziges Mal, bevor sich eine Männerstimme meldete.

Gwendolyn fiel es schwer, sich auf den Mann zu konzentrieren, der auf sie einredete. Sie war ungeduldig. Draußen wartete die Presse, warteten die Fans, warteten wichtige Leute. Und dieser Mann sprach von ihrem Vater.

»Johansen. Ich bin Rechtsanwalt und Notar hier in Leipzig. Frau Fischer, es tut mir leid, aber Ihr Vater ist verstorben. Mein herzliches Beileid.«

»Wie ist das passiert?«, fragte sie mechanisch, dabei wusste sie, dass ihr Vater ziemlich alt gewesen war, weit über siebzig.

»Unsere Kanzlei regelt den Letzten Willen Ihres Vaters«, sagte der Notar, und Gwen wurde vage bewusst, dass das keine Antwort auf ihre Frage war.

»Danke, dass Sie es mir gesagt haben, Herr Johansen. Entschuldigen Sie, aber ich kann gerade nicht so gut telefonieren.«

»Es ist einiges testamentarisch zu klären, Frau Fischer.« Maria stand an der Tür und deutete auf ihre Armbanduhr. Gwen musste den Mann abwimmeln. Sie hatte nun wirklich keine Zeit.

»Das kann ich mir vorstellen. Wann kann ich Sie anrufen?«

»Wir müssen uns persönlich treffen, Frau Fischer. Und zwar sehr bald.«

»Meine Agentur meldet sich bei Ihnen, Herr Johansen. Es ist jetzt wirklich sehr ungünstig. Auf Wiederhören.«

»Warten Sie. Nur eine Minute, Frau Fischer.« Jemand klopfte an die Tür. Maria öffnete sie einen Spalt, sah Gwen an und deutete nach draußen. Dann verließ sie die Garderobe.

»Müssen wir das gerade jetzt besprechen, Herr Johansen? Ich habe gerade eine schwere Aufführung hinter mir.«

»Es tut mir sehr leid, ich habe versucht, Sie schon vor Tagen zu erreichen, aber es ist mir nicht gelungen. Auch nicht bei Ihrer Agentur.«

Kein Wunder. Gwen war nicht nur mit der Operngala beschäftigt gewesen, sondern sie hatte auch Leonards neues Stück lernen müssen. Maria war ununterbrochen bei den Proben dabei gewesen und hatte mit allen möglichen wichtigen Leuten gesprochen, die sich wegen der Operngala gerade in Köln aufhielten. Und jetzt am Wochenende war Marias Büro nicht besetzt.

»Es ist leider erforderlich, dass Sie schon morgen früh in Leipzig sind«, fuhr Johansen fort.

Gwen glaubte sich verhöhnt zu haben. Hatte der Mann überhaupt eine Ahnung, was er von ihr verlangte?

»Morgen früh? Wie stellen Sie sich das vor? Und warum überhaupt?«

»Frau Fischer, ich weiß, dass Sie im Moment viel für Ihre Karriere zu tun haben. Aber es war der Letzte Wille Ihres Vaters, dass die Beerdigung und die Testamentseröffnung am selben Tag stattfinden und dass Sie bei der Beerdigung dabei sind. Genau drei Tage nach seinem Tod wollte Ihr Vater beerdigt werden. Ich habe alles organisiert und mich exakt daran gehalten, und ich möchte Ihnen nur empfehlen, es auch zu tun. Selbstverständlich kann ich Sie zu nichts zwingen.«

Jetzt steckte Maria wieder den Kopf durch den Türspalt.

»Es tut mir leid«, sagte Gwen kühl. »Ich muss mich um meine beruflichen Belange kümmern. Nächste Woche kann ich es vielleicht irgendwann einrichten. Lassen Sie uns das Testament dann eröffnen. Ich bin sicher, dass die Beerdigung auch ohne mich stattfindet. Sollten irgend-

Dank

Dieses Buch gäbe es ohne eine ganze Reihe von Menschen nicht, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin: Meiner Agentin Petra Hermanns schulde ich am meisten. Sie hat mich über Jahre motiviert, hat allen neuen Ideen zu dem Projekt geduldig zugehört, und sie hat sich mit einer Vehemenz dafür eingesetzt, die man sich als Autor nur wünschen kann. Meiner Frau Claudia danke ich für die große Unterstützung in unserem Alltag – und auch dafür, dass meine stetig wachsende schriftstellerische Arbeit darin in den letzten zehn Jahren einen immer größeren Platz einnehmen durfte. Herzlichen Dank auch an das Lektorenteam Dr. Barbara Heinzus und Gerhard Seidl vom Goldmann Verlag für die geduldige Unterstützung und die hervorragende Zusammenarbeit.

Viele Menschen haben mir bei den Recherchen geholfen: Der Tenor Christoph Prégardien öffnete mir durch seine Beziehungen die Türen zum unterirdischen Reich der Pariser Oper, durch die mich Ms. Gilles führte. Dem Bassisten Rainer Zaun verdanke ich tiefere Einblicke in die Vorgänge unmittelbar vor einer Opernaufführung. Mein ehemaliger Studienkollege Dr. Peter Wollny vom Bach-Archiv Leipzig stand bei einem Besuch zwei Stunden Rede und Antwort zu Fragen der Bach-Forschung. Birgit Filimonow versorgte mich mit Informationen über bestimmte Leipziger Schauplätze. Über Details eines nächtlichen Fluges in einer Cessna von Paris nach Deutschland informierten mich Ulrich Reinecke und Daniel Schmid. Hélène Himmelspace erklärte mir bereitwillig bei einem spontanen Anruf, wie man nachts am Flughafen schnell

an ein Ticket kommt. Ohne Nicole Dorweiler und ihre Kenntnisse der niederländischen Sprache hätte ich kaum einen Absatz aus dem Buch *Bach et het getal* verstanden, und ohne die Hilfe meiner Krimikollegin und Kommissarin Nikola Hahn nichts über den Ablauf einer Exhumierung erfahren. Pfarrer Jan Spangenberg erläuterte mir die theologische Bedeutung des Jüngsten Tages.

Lizenzausgabe

Copyright der Originalausgabe: © 2009 by Wilhelm
Goldmann Verlag, München in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de

ISBN 978-3-7462-5651-1

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Umschlagmotiv: © stock.adobe.com/mihalec
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)